Die Diamanten der Großmutter.

(Fortsetzung.)

„Die Einleitung ist nöthig; die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, mag desto kürzer sein, wenn Sie wünschen. Also hören Sie! Ich sagte Ihnen, daß ein vom Zaune gebrochener Streit, ein Duell, mich nicht von hier vertreiben würde. Das ist in der That so; denn ich bin hier, hier in der Ferme des Auges mit gutem Rechte. Die Ferme des Auges gehört mir und Niemand anders. Herr d'Avelon, oder richtiger Herr von Daveland, ist nur mein Verwalter auf derselben und verpflichtet, mir Rechenschaft für jeden Heller den er davon bezogen, abzulegen...."

Gaston von Ribeaupierre war stehen geblieben und blickte dem Sprechenden erschrocken, wie einem Wahnwitzigen, in's Gesicht.

„Es ist so, wie ich Ihnen sage," fuhr Max ruhig fort. „Uebrigens glauben Sie nicht, daß ich gekommen bin, um diese Rechenschaft zu fordern. Durchaus nicht; denn Herr d'Avelon ist mein Oheim, der Bruder meines verstorbenen Vaters, und Valentine ist meine Cousine."

„Ah — immer besser!" stieß Gaston ingrimmig hervor — „nur seltsam, daß Herr d'Avelon Gründe zu haben scheint, diese ihm wie aus dem Monde zufallende Vetterschaft nicht anzuerkennen, oder daß Sie Gründe zu haben scheinen, sie ihm gegenüber sehr ängstlich zu verbergen."

„Solche Gründe habe ich allerdings; sehr dringende Gründe. Ich würde auch nach diesem Orte heute nicht zurückgekehrt sein, wenn meine Cousine nicht einen Eindruck auf mich gemacht hätte, der mir völlig unmöglich macht, nicht einer Gedankenreihe zu folgen, an deren Ende die friedlichste und natürlichste Versöhnung zweier streitenden Interessen steht...."

„Das heißt, Sie wollten sich um ihre Hand bewerben?"

„Ich will es!"

„Pest," rief Gaston mit wuthflammenden Zügen aus, „das ist eine merkwürdige Erklärung — ihrem Verlobten gegenüber!"

„Noch sind Sie das nicht — ich weiß, daß Valentine noch nicht eingewilligt hat, Ihnen diesen Namen öffentlich zu geben."

„Also," fuhr Gaston in demselben Tone des Zornes und der Verachtung fort „Sie wollen auf Ihre Vetterschaft, auf Ihr behauptetes Eigenthumsrecht an dem Vermögen Valentinens gestützt hier auftreten und—wie ein Herr und Gebieter die Hand des jungen Mädchens fordern? Ohne zu fühlen, welch lächerlichen Eindruck mir Ihr so naiv ausgesprochenes Recht auf die Ferme des Auges machen muß, beginnen Sie heute damit, daß Sie mir die Thür weisen.... und Ihre deutsche Phantasie unterstützt Sie so glücklich dabei, daß Sie glauben, dieser schöne Kriegsplan, diese Intrigue würde ohne allen weiteren Widerstand gelingen? Womit beweisen Sie vor allen Dingen Ihre seltsame Behauptung von einem Eigenthumsrecht auf das Vermögen des Herrn d'Avelon? Wenn Sie es in der That hätten, würden Sie dies vor allen Anderen ganz heimlich — mir anvertrauen?"

„Meine Beweise sind ziemlich einfache und ziemlich klare," antwortete Max „ich will sie Ihnen darlegen, denn sie vor allen Andern gerade Ihnen anzuvertrauen habe ich meine Gründe. Hoffentlich auch werde ich sie Niemand in der Welt sonst anzuvertrauen brauchen! Als mein Großvater starb, hinterließ er ein ansehnliches Vermögen, einen bedeutenden Grundbesitz, der als Majorat auf seinen ältesten Sohn, meinen Vater überging; dazu einen sehr werthvollen Familienschmuck, die Diamanten, welche meine Großmutter getragen hatte, und die auf die junge Frau meines Vaters übergehen sollten. Sie hatten einen hohen, einen für unsere Verhältnisse unverhältnißmäßig hohen Werth, diese Diamanten — mehrere Generationen hatten ihre Ersparnisse darin angelegt, denn in jenen früheren Tagen konnte man erübrigte Summen nicht in Staatspapieren anlegen, weil es deren sehr wenig gab; nicht in Hypotheken, denn der Landbesitz war in den Händen wohlhabender und sparsam lebender Grundherren oder von Leibeigenen, denen es verwehrt war, Schulden zu machen; die Verbindungen mit größeren Städten und Mittelpunkten geschäftlicher Thätigkeit, die Banken und Sparkassen fehlten — so legte man den Ueberschuß reichlicher Ernten bald in schwerem Silbergeräth, bald in Diamanten zur Vermehrung des Familienschmucks, der zum Majorat gehörte, an. Die unseres Hauses mochten einen Werth von vierzig- bis fünfzigtausend Thalern nach damaligen Preisen haben...."

„Nun, diese Diamanten?" rief Gaston ungeduldig aus. „Kommen Sie zur Sache!"

„Diese Diamanten waren verschwunden als mein Vater seine Erbschaft antrat Aber keineswegs auf eine irgend räthselhafte Weise. Sie waren verschwunden mit dem jüngeren Bruder meines Vaters, der mir als ein wilder, leidenschaftlicher, rechthaberischer junger Mensch geschildert worden ist, bestimmt für die Militärlaufbahn, nach einigen Jahren des Dienstes wegen eines Zerwürfnisses mit seinem Vorgesetzten aus der Armee entlassen, und damals, als mein Großvater starb, beschäftigungslos im elterlichen Hause. Er war verschwunden wie der Schmuck— daß er sich desselben bemächtigt, konnte nicht in Zweifel gezogen werden, er hatte es selbst in einem Briefe, den er meinem Vater hinterlassen, eingestanden. Dieser Brief war kurz, zornig, voll Beleidigungen für meinen Vater. ‚Das Recht, oder besser ein verruchtes Unrecht,' hatte er geschrieben, giebt Dir Alles — Haus und Hof, Wiese und Acker, Alles bis auf das letzte Blatt am letzten Zweige unserer Wälder. Und mir nichts, als die Erlaubniß, unter Deinem Dach von einer schmalen Rente zu leben und mein Lebensglück im Gedeihen Deiner Race zu finden. Mögen unsere Vorfahren, die es so eingerichtet haben, dafür in der Hölle bestraft werden — freilich eine schlechte Genugthuung für mich! Ich nehme mir eine bessere. Ich lasse Dir Grund und Boden und Alles — den weitaus reichsten Theil der Erbschaft des alten Mannes, der mein Vater so gut war wie der Deine — und dagegen nehme ich den Schmuck an mich; ich werde mir damit ein Leben zu gründen wissen, was mir besser behagt und ehrenhafter scheint, als das, welches mir Deine Gnade in Aussicht stellt. Wenn Du den Muth hast, laß Deinen Bruder durch Steckbriefe als Dieb verfolgen — ich werde dafür sorgen, daß es Dir nicht viel nützt!' So ungefähr lautete dieser Brief, der noch heute in meinem Besitz ist."

„Wahrhaftig," rief Gaston aus, „Sie können nicht behaupten, daß er ganz und gar unvernünftig war! Und dann Herr d'Avelon, behaupten Sie, ist dieser — Diamantendieb?"

„Er ist es. D'Avelon ist—Daveland!"

„Ist das, diese Aehnlichkeit der Namen Ihr ganzer Beweis?"

„Nein. Ich nahm an der Hand Valentinens einen kleinen Ring wahr, einen herzförmigen Diamanten, über dem drei kleine Rubine so angebracht sind, daß das Ganze ein flammendes Herz darstellt; als Kind habe ich mehr als zehn Mal diesen Ring von einer Tante beschreiben hören, die seinen Verlust mehr als alles Andere bedauerte, weil er der Großmutter von irgend einer merkwürdigen Frau, einer vor mehr als hundert Jahre gestorbenen Fürstin, geschenkt war. Ich nahm ferner wahr, daß Herr d'Avelon in die äußerste Bestürzung gerieth, als er zuerst meinen Namen auf meiner Karte las; um mir diese Bestürzung zu verbergen, erhob er sich und zog sich in den Salon zurück; als er wieder erschien, fragte er mit einem Ton, durch den ich trotz aller angenommenen Unbefangenheit die Aufregung zittern hörte, nach meiner Herkunft....und ich eilte, durch eine falsche Angabe ihn zu beruhigen. Ich habe dann auf dem Schreibtisch Valentinens ein von seiner Hand beschriebenes Blatt gesehen— es sind die Schriftzüge jenes Briefes, von dem ich Ihnen erzählte."

Gaston de Ribeaupierre schwieg eine Weile, dann sagte er mit ironischem Tone, der doch seine innere Bestürzung nicht ganz verbarg: Ist dies das erste Mal, daß Sie Ihren verschwundenen Oheim entdecken?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß, wenn Sie auf solche unsichere Indicien hin schließen, Ihre Phantasie sehr thätig sein und Sie ohne Zweifel schon mehr als einmal verführt haben muß, in sehr unschuldigen Leuten Ihren Diamantendieb zu entdecken!"

„Sie glauben mir nicht?"

„Nein. Aber gesetzt, ich ergäbe mich Ihren mir sehr schwach scheinenden Gründen — gesetzt, Sie hätten Recht — was dann? Würden Sie das thun, wozu Ihr Vater zu edel war, zu hochherzig dachte, zu viel Ehrgefühl besaß? Würden Sie den Oheim verfolgen, der nichts that, als durch eine kühne Handlung ein abscheuliches Unrecht auszugleichen? Würden Sie auf Ihr Recht trotzend von ihm entweder Valentine oder Ihre Diamanten, die er längst nicht mehr besäße, verlangen?"

„Wenn ich dies thun wollte, hätte ich gewiß nicht diese Unterredung mit Ihnen gesucht, Herr von Ribeaupierre. Doch lassen Sie mich fortfahren, denn Sie wissen nicht Alles. Mein Vater dachte, wie Sie ganz richtig voraussetzen, nicht daran, seinen Bruder zu verfolgen. Er übernahm sein Erbe und bewirthschaftete es nach bestem Wissen und Vermögen, jahrelang mit gutem Erfolge, bis eine Reihe unverschuldeter Unglücksfälle ihn traf, die seine Verhältnisse zerrütteten. Ein großer Waldbrand ruinirte seinen Forstbestand, eine einträgliche Zeche ertrank, wie der Kunstausdruck ist, er mußte große Summen zu ihrer Wiederherstellung aufbringen—dazu kamen Mißernten, die ungünstige Entscheidung eines alten mit einem Nachbar schwebenden Prozesses — kurz, mein Vater sah sich endlich zu dem Entschlusse gedrungen, Vortheil von dem Umstande zu ziehen, daß die neuere Gesetzgebung die Abwerfung von den Fesseln der Majorate und Fideicommisse möglich gemacht hat; er bewirkte eine solche Befreiung seines Guts und verkaufte seinen ganzen Besitz, den vielhundertjährigen Besitz unseres Hauses, die Grundlage unserer gesicherten Existenz. Er zog mit Frau und Kindern in eine Stadt und verwandte den Rest seines Vermögens auf die Erziehung von uns Kindern."

Max machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: „Ich selbst, der älteste seiner Söhne, bin heute ohne alles Vermögen und lebe von meinem schmalen Gehalt als Staatsdiener. Ich verwalte ein Amt, das ich definitiv zu erhalten hoffe, wenn ich aus diesem Kriege heimgekehrt bin. Hätte mein Oheim nicht die Diamanten meiner Großmutter an sich genommen, so hätte mein Vater mit ihrem Erlös allen Calamitäten die Stirn bieten und uns unsern alten Besitz, unser Stammerbe erhalten können. Sie sehen, die Lage der Dinge hat sich im Laufe der Jahre umgekehrt—der Oheim hat von den Erlös dessen, was er an sich nahm, dies Gut gekauft, seinen Werth durch gute Bewirthschaftung — vielleicht unter manchen begünstigenden Umständen bedeutend erhöht und — mit einem Wort, er hat Alles, wie einst mein Vater und ich Alles erhalten sollten, und ich habe heute weniger, als damals ihm zufallen sollte!"

„Das ist eine tragische Familiengeschichte," sagte Gaston nach einer Pause ernsten Nachdenkens und mit sehr veränderten Ton. „Jetzt, wo Sie mir Alles mitgetheilt haben, kann ich Ihnen meine Theilnahme nicht entziehen, die erhöht wird durch das Vertrauen, welches Sie mir schenken. Was wollen Sie thun?"

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Ich will weder Herrn d'Avelon noch Valentine erschrecken durch die Enthüllung meiner Beziehungen zu ihnen. Ich will mich um Valentine bewerben, weil mein Herz sich zu ihr hingezogen fühlt, weil ich nicht mehr hoffen darf ohne sie glücklich werden zu können."

„Und weil dies der einfachste Weg ist, sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen!" fiel Gaston ein. „Aber ich, mein Herr, habe Anrechte auf Valentine."

„Sie mögen Anrechte auf Valentine haben, zu haben glauben," erwiderte Daveland Gaston, „ich widersetze mich dem nicht. Ich werde mich schweigend unterwerfen, wenn Valentine Sie vorzieht. Ich werde Herrn d'Avelon dann nie ahnen lassen, wie nahe wir uns stehen, er mag ruhig bis an sein Ende im Besitze Dessen, was sein ist, bleiben. Nur, das begreifen Sie, habe ich auf einen Fremden wie Sie nicht dieselbe Rücksicht, wie auf ihn, zu nehmen. Wenn Herr d'Avelon stirbt, würden nicht Sie der Erbe seines Vermögens werden, Niemand würde es, den Valentine etwa sonst gewählt haben könnte. Meine Ansprüche sind klar und leicht zu beweisen. Herrn d'Avelons Brief, worin er selbst sich als den Entwender unserer Diamanten bekennt, ist in meinen Händen; ist einmal Friede geschlossen, sind die Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen wieder wie früher geregelt, so wird kein Gericht sich weigern, diese Erbschaft sofort zu sequestriren, die mit meines Vaters, mit meinem Gelde erkauft, die mein ist."

„Herrn d'Avelons Besitz ist verjährt!" versetzte Gaston.

„Ein Besitz, der durch ein Verbrechen erlangt wurde, verjährt nicht," entgegnete Daveland.

Gaston von Ribeaupierre wandte sich zur Seite des Weges, wo eine hölzerne Ruhebank stand. Er ließ sich darauf nieder, zog ein Etui hervor und nahm eine Cigarre daraus. Nachdem er sie angezündet und die ersten Rauchwolken von sich geblasen, sagte er mit außerordentlicher Kaltblütigkeit:

(Fortsetzung folgt.)

Der Diplomat.

Eine Haupt- und Staatsaktion in acht Kapiteln von Karl Heigel.

(Schluß.)

„Meine Herren! Ein weises Sprüchwort sagt —" das Sprüchwort wurde ihm abgeschnitten, wie weiland Meusel's Rede ein Ende vor dem Anfang fand, denn ein neuer Gast machte athemlos die Mittheilung, daß er hinter sich einen Wagen rumpeln gehört hätte.

„Excellenz!" rief der Oekonomierath und lief nach Hut und Ueberrock.

Aber auch die übrige Gesellschaft wurde durch die Rückkehr so über alles Maß bewegt und erregt, daß ein Fremdling vielleicht auf die Vermuthung gekommen wäre, als wenn sie alle an der Rückkehr Seiner Excellenz bisher gezweifelt hätten. Eine dem guten Herzen der Rumpolzkirchener durchaus widersprechende Vermuthung!

Genug! sie hatten ihn wieder. Wie der Würfel fallen mochte, er fiel in Rumpolzkirchen.

Während im Posaunenengel die Herren über Bräutigam und Braut ein Wortgefecht eröffneten, legte Hedwig droben im Schloß mit ein paar Freundinnen und einer aus Felzburg verschriebenen guten Damenschneiderin an die Brauttoilette und übrige Ausstattung die letzte Hand. So emsig waren sie, daß es trotz aller Anläufe zu keiner zusammenhängenden Unterhaltung kam. Die Gefühle der Braut wie der Freundinnen äußerten sich zumeist in halb unterdrückten Seufzern. Hedwig blickte und war bei diesen Seufzern — wir übernehmen freilich nur für Hedwig die Bürgschaft — sehr, sehr glücklich.

Einige Treppen tiefer, in der Küche, hatte man bereits Feierabend gemacht.

Die heißen Vorarbeiten zum kalten Hochzeitsdejeuner waren gethan und man mußte sagen, sie ließen einen lieblichen Geruch zurück. Eine Pause war eingetreten, ein Waffenstillstand nur, denn wenn man scharfer in die Dämmerung des ungeheuren Heerdes blickte, so blinkten verschiedene Gasserolen, und sahen Einen aus geheimnißvollen Thüren und Klappen rothglühende Augen an.

Inmitten, um einen saubergefegten Anrichttisch, bei Lampenschein saßen mehrere nützliche Mitglieder des freiherrlichen Hauses und ein Gast, der Rumpolzkirchener Küster. Dieser war mit der Ausschmückung der Schloßkapelle beschäftigt gewesen, während Aloys das Treppenhaus abermals mit alten Rittern und frischem Immergrün aufgeputzt hatte. Nun trugen Alle das wohlige Gefühl, „riesig" gearbeitet zu haben, in sich und sahen eine quantitativ angemessenen Stärkung vor sich, eine Bowle Punsch, von keinem Geringeren als dem Küchenchef selbst bereitet.

Eben wollten die Herren einander zu trinken, als die Silberverschließerin, eine jugendliche Alte, Einspruch erhab.

Das erste Glas müsse auf die Gesundheit des Brautpaares getrunken, Toast dazu geredet werden.

„Von wem?" frug Aloys anzüglich, „vom Jüngsten oder von der Aeltesten?"

„Verbitte mir die Sticheleien!" fuhr die Dame empor und sah dann erschrocken nach dem Küchenchef, für den sie eine stumme Liebe nährte.

„Nun so will ich die paar Jahre schon auf mich nehmen," fuhr Aloys gelassen fort, „und eine Rede reden. Gott sei Dank, da ich kein Redner bin, mache ich mit solchem Toast wenig Umstände. — Ich sage Ihnen, wie wir hier sind: Vivat das Brautpaar! es lebe, Vivat hoch!"

Die Gläser klangen.

„Noch ein besonderes mit Ihnen, Herr Küster!" rief der schwarzbärtige Kochkünstler, „denn Sie sind übermorgen die Hauptperson!"

„Servus, Herr Oberküchenmeister, Servus!"

„Und ein ganz besonderes mit ihnen, Frau Castellanin —" die Angeredete blickte vergnügt schmunzelnd in ihr Glas — „denn wer weiß, ob es so gekommen wäre, wenn nicht Dank Ihnen Alles so spiegelblank und schmuck und sauber gehalten wäre — Fräulein Hedwig mag sich bei Ihnen bedanken!"

„Sehr gütig, Herr Oberküchenmeister! aber der Wahrheit die Ehre! Excellenz erhalten auch an dem Fräulein eine tüchtige Hausfrau. Uebrigens haben Sie mindestens ebensoviel Verdienst. Wenn zum Beispiel Excellenz wie in anderen Herrschaftshäusern versalzene Suppen und verbrannte Braten bekommen hätten—"

Der Koch legte dankend die Hand an sein Barett. „Allerdings," versetzte er, „ich gab mir Mühe. Schon aus Pietät. Denn einem Verwandten Seiner Excellenz verdankt—wie Sie vielleicht nicht wissen werden — verdankt unsere Literatur ein höchst achtbares Werk: La veritable Maniere du faire un Punch, par Frederic de Hohenthal. Auch wußte ich sofort nach dem ersten Compliment, das mir Excellenz wegen meiner Cotelettes a la Provencale sagen ließen, daß ich es mit einem Manne von Bildung zu thun habe. Excellenz verdienen ihren Ruhm."

„Sagt, was Ihr wollt," fiel jetzt Aloys ein, „wenn Excellenz nicht überzeugt gewesen wäre, daß er — so lange ich den Spieß führe — wie in Abrahams Schooß liege — nicht acht Tage wär' er in dieser alten Geisterburg geblieben."

„Bitte mir aus: Nichts von Gespenstern, Herr Aloys!"

„Ja, so ist's," nickte der ehrwürdige Küster. „Die Einen säen, die Anderen ernten's. Erinnern Sie sich noch, wie ich den einen Sonntag, weil Hochwürden krank und der Schulmeister — hm — der Schulmeister heiser waren, die Predigt ablas!? „Storch, sagte meine Frau, Storch, an dir ist ein Pastor verdorben —"

„Keine Persönlichkeiten!" unterbrach ihn der Koch — „ich bin actives Mitglied der Liedertafel und als Dirigenten muß ich genanntem Herrn meine vollste Hochachtung zollen. Ein anderes Bild! Ich schlage einen zweiten Toast vor: auf die Damen! — Die Anwesenden voran! — Frau Castellanin — Mamsell Marie! — sodann auf unsere schöne amiable Braut, evviva!"

„Sie sind ein Tausendsassa! Sie müßten übermorgen die Rede halten!" schmeichelte die Beschließerin, die der erste Begleitblick mit dem Nachsatz versöhnte. „Ja, unser Fräulein — Gott segne sie! aber, — aber ich lasse mir's nicht ausreden: Mesallianzen thun niemals gut."

„Bah," blähte sich der Koch.

„Unser Fräulein?!" rief Aloys, „ich sag' Ihnen: unser Fräulein wird mit allen Enzen und Anzen fertig!"

„Ob es wahr ist," mischte sich eine Küchenmaid etwas schüchtern ein — sie hatte wegen ihrer rothen Haare so viel zu leiden — „ob es wahr ist, daß unser Herr Rath nun auch Minister wird?"

„Na, Gott sei Dank, wenn er das wird — dann sind wir ihn los."

„So oder so," prophezeite der Küchenmeister: „uns kann diese Verbindung nur nützlich sein. Noch dieses Dejeuner, und—Pahre — binnen vier Wochen sind wir Alle in der** Residenz!"

„Horch! so rasselt nur eine Excellenz über die Brücke! Gott sei Dank, daß das Gitter noch auf ist! Brauche ich nicht hinunter zu gehen!"

* * *

Glücklicher Autor! sieh deine Jüngste auf dem Gipfel des Irdischen! Aus der zum Garten verwandelten Kapelle kehrt der Hochzeitszug nach dem Ahnensaal zurück, durch einen lauschigen Korridor, wo das Licht durch bunte Fensterscheiben auf den Fliesen flimmert. Noch schickt ihnen die Orgel ihren Gruß nach, noch glänzen die Thränen in den Augen Hedwigs.... Jetzt ist man im Saal; und Alles drängt sich um das Paar, drängt sich hinzu, um Schönheit, Herzensgüte, Genie und Ruhm zu feiern.

Da ist auch der Schloßherr, der kugelrunde, immer lustige Baron Zinnenberg, der Tag und Nacht reiste, um bei der Hochzeit seines Gastes und Freundes mit der für Zinnenburg immer noch „kleinen" Hedwig Brautführer zu sein; da ist Diejenige, welche „eigentlich an Allem Schuld ist," Frau von Flor, die blondeste Blondine, deren zierliches Figürchen und Augen und Mündchen keine Secunde ruhen können, und ihr Gemahl, der ältliche, etwas eckige College Hohenthals; da der Major in der knapp gewordenen Uniform und die Frau Majorin in ihrem berühmten ponceaurothen Atlaskleid, beide — seinen Schnurrbart ausgenommen, gegen den ihr Bärtchen nicht aufkommen kann — einander so ähnlich, beide glänzend vor Hitze und aufrichtiger Freude ihrer kreuzbraven Herzen; da Hedwigs „beste" Freundin in mindestens zwölf, mehr oder weniger hübschen Exemplaren; das hochlöbliche Gericht und der wohllöbliche Magigrat; das struwelköpfige Personal der „Rumpolzkirchener Abendzeitung." — Aber was sind sie mir gegen die Eine! Eine Braut ist immer rührend, eine glückliche immer schön, eine schöne und glückliche Braut also über alle Beschreibung!

Ich werde weich, und Excellenz wird es mit mir. In der Kirche war er nur stramm: Ba, und nochmals Ja und zum drittenmal Ja.

Wir haben niemals bessere Musik gehört, als den Gesang, den jetzt in einem Nebensaal die Rumpolzkirchener Liedertafel anstimmt. Es stört mich auch die Vorstellung nicht, daß der Küchenchef sich im Schurze u. Barett heraufgestohlen, um bei diesem schönsten Triumph der Rumpolzkirchener Liedertafel „actig zu sein.

„Das Haus beneidei ich und preis' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen."

O Uhland — doch, was ist das?! Schickt sich das für eine Excellenz? Er drückt die schöne Hedwig an sich und — wahrhaftig, er küßt sie.

Unglücklicher Autor! wann du die Kinder der Muße so recht liebgewonnen hast, gibst du sie hin!

— — — — — — — —

Der Gesang verstummte, aber jetzt trat Herr von Meusel in Frack und Escarpins winziger und dürrer, als je und im Gesicht weiß wie seine Binde, hervor.

St! St! Herr von Meusel beginnt nicht, bevor tiefste, weihevolle Stille herrscht.

„Excellenz! — — gestatten Sie mir, dem Vormund, dem zweiten Vater Ihrer gnädigen Frau Gemahlin, meiner theuren Hedwig, in Aller Namen das Wort zu ergreifen!"

„Excellenz ich fasse mich in Kürze. Ein eminenter Politiker wie Sie ist That; das Wort deckt ihn nicht. Nur das also will ich Ihnen sagen, daß Jeder hier im tiefsten Herzen die Ehre empfindet, welche durch Ihre Wahl einer der unsrigen Jedem von uns zu Theil geworden. Dies friedliche Städtchen, weit ab von der Hierstraße der Geschichte, ist durch Sie plötzlich eine Metropole geworden! Denn längst ist die Welt gewohnt, daß Sie Ihr ruhmvolles Heute durch ein noch ruhmreicheres Morgen in Schatten setzen. Noch sind —

Hier sah Meusel, eine Pause machend, dem Minister scharf in's Auge.

„Noch sind Ihre jüngsten, auf diesem Boden wenn nicht gefaßten, so doch gereiften Pläne tiefes Geheimniß. Doch, deß sind wir sicher, auch ihre Frucht ist Ruhm! Und da Mann und Weib Eins, Ihre gnädige Frau Gemahlin aber unsere Hedwig ist, begleitet Sie das Herz Rumpolzkirchens durch das Labyrinth der Diplomatie wie in die Schlacht, theilt mit Ihnen fortan Arbeit, Gefahr u. Glorie!

„Excellenz, Mit- und Ehrenbürger! Dein Rumpolzkirchen bringt Dir ein donnerndes Hoch!"

Tusch im Nebensaal und stürmisches Hoch im Saal, auf Gängen und Treppen, in und vor dem Schloß!

Ein eigenthümliches Lächeln — war's wehmüthig oder schelmisch? — spielte um Hohenthals Lippen.

Und nun, die Hand seiner lieben Frau immer noch festhaltend, antwortete Er:

„Sie haben Recht, mein lieber Rath, ich war von jeher mehr für Thaten, als für Worte. Erlauben Sie also auch mir, mich kurz zu fassen. Ihr Lob meiner — gleichwohl bescheidenen—Verdienste nehme ich als freundschaftlichen Lohn an. Doch fern sei es mir, Sie über meine Zukunft zu täuschen. Was mich in Ihre schöne Landschaft führte, war nicht der Drang nach Ruhm, sondern die Sehnsucht nach Ruhe. Ich bin weit kleiner, als Sie mich gemessen.... Wenn ich mein hiesiges Wirken in Schleier hüllte, hinter denen Sie wer weiß wie wichtiges vermuthen, geschah's weil man in meiner Stellung keine freie Selbstbestimmung, sondern mit höheren Instanzen zu rechnen hat. Die letzte, meine höchste ist mein König. Ihm gab ich vor meiner Reise mündlich und von hier aus brieflich meinen innigsten, längst gehegten Herzenswunsch anheim. So lange Er zögerte, mußte ich schweigen.... Erst gestern hörte ich sein entscheidendes, mich beglückendes Wort. Ich löse daher mein Versprechen, lieber Rath: das Geheimniß war, daß ich keine Geheimnisse mehr zu haben wünschte. Mein Gesuch um Entlassung von allen Aemtern und Würden ward mir — ich sag' es mit letztem Stolz — zögernd gewährt. Seine Majestät haben geruht, mich gestern in den erbetenen Ruhestand zu versetzen! —

„Gönnen Sie mir an der Seite dieser Theuren in oder doch nahe Ihren Mauern die schon dem alten Römer wünschenswerthe „Muße mit Würde," otium cum dignitate. Meine Herren, Rumpolzkirchen für immer!"

Der Pantoffelheld zu Tunis.

„Das Weib im Orient ist die Sklavin des Mannes" — diesen Ausspruch hört man oft von Europäern, und er ist in vielen Fällen auch richtig; denn die Stellung selbst der Frauen, welche nicht in buchstäblichem Sinne „Sklavinnen" sind, ist nach unseren Begriffen eine so unfreie, daß sie den Ausdruck wohl rechtfertigt. Es gibt aber auch Ausnahmen. Die Beduininnen zum Beispiel haben eine viel freiere Stellung. Sie arbeiten zwar wie die Lastthiere, aber sie sind nicht die willenlosen eingesperrten Haremsgeschöpfe, wie die Städterinnen. Ihre Männer begegnen ihnen mit Achtung, ja nicht selten lassen sie sich durch ihren Rath leiten; es soll sogar nicht einmal etwas sehr Ungewöhnliches sein, daß eine Beduinin den Pantoffel schwingt. Das Geschlecht der Pantoffelhelden blüht ja in allen Ländern, und im Orient ist es gleichfalls nicht unbekannt. Auch in den Städten und namentlich an den Höfen kommt es vor. Wenn zum Beispiel ein Minister oder sonstiger hoher Beamter vom Fürsten durch Verleihung der Hand einer seiner Verwandten geehrt wird, dann ist die weibliche Herrschaft fertig. In diesem Falle ist die Stellung des Mannes zur Frau ganz umgekehrt. Sie ist die Hauptperson, der Mann nur das Anhängsel. Er muß sich allen ihren Launen fügen. Er darf sie nur sehen, wenn es ihr beliebt, ihn zu empfangen. Oft verbannt sie ihn lange aus ihrer beglückenden Gegenwart. Aber er muß sich wohl hüten, solche Mußestunden anderen Frauen zu widmen. Eine Prinzessin will keine Nebenbuhlerin haben. Der Mann ist dann wider Willen gezwungen, der Vielweiberei zu entsagen. Ja nicht einmal Lieblings-Sklavinnen darf er haben; denn alle Sklavinnen, die er kauft, werden als Eigenthum seiner erlauchten Gattin angesehen.

In Tunis lebte ein solcher Panntoffelheld, der, durch hohen Rang ausgezeichnet, als erster Minister die Regentschaft beinahe unumschränkt beherrschte; nur in seinem eigenen Hause hatte er kein Wort zu sagen. Er besaß nämlich das Glück, eine Prinzessin seine Gattin nennen zu dürfen, und diese erlauchte Frau war keineswegs gewillt, auf die Vorrechte, welche die Hofsitte gab, zu verzichten. Man sah sie nie; aber nicht nur der eigentliche Hausstand gehorchte ihr unbedingt, sondern auch sämmtliche Anhängsel des Amtes ihres Gemahls, das sogenannte Ministerium, verehrten in ihr die unsichtbare Macht, welche Alles leitet. Dem Minister soll diese Macht manchmal unbequem geworden sein; man erzählt sich sogar mehrere Rebellionsversuche von seiner Seite; indeß sie schlugen immer fehl, und seine Abhängigkeit wurde durch dieses Fehlschlagen nur noch recht ins Licht gesetzt.

Das „Ministerium", das heißt einige Dutzend armer Schlucker, welche etwa das vorstellen sollten, was anderswo Unter-Staatssecretäre und Ministerialräthe sind, die aber hier, zu ohnmächtigen Statisten degradirt, sozusagen Thürsteherdienste versahen und ihr peripatetisches Leben im Herumwandeln zwischen der ministerlichen Villa, in deren Vorhöfen, Gärten und Vorzimmern, und zwischen dem Regierungs-Palast, wohin der Minister fuhr, sie aber, immer peripatetisch, seinem Wagen nachliefen—dieses Ministerium haßte den Minister als den Tyrannen, von dem all sein Unheil und so viele Demüthigungen ausgingen, verehrte dagegen dessen hohe Gattin als die Nemesis, welche sie rächte, indem sie ihrerseits wieder den Tyrannen tyrannisirte. Dieses Ministerium hatte Ohr und Auge offen für jedes Zeichen des Ungewitters, das vom Olymp des Harems aus sichtbar wurde. Es begrüßte diese Zeichen mit einer schlecht verhehlten Schadenfreude. Der Götterbote, welcher diese Zeichen vermittelte, war der oberste Eunuche, eine nicht kleine Personage, die den Rang eines „Obersten" bekleidete und einen fürchterlich großen Orden trug. So oft das Ministerium diesen schwarzen Merkur an der Thür des Audienzsaales auftauchen sah, schien es elektrisirt. Es wußte, daß nun ein rächender Keulenschlag bevorstand. Der Minister wußte es auch, aber er that sehr unbefangen. Mit seinen klugen grauen Aeuglein blickte er das schwarze Ungethüm an, das sich in seiner vollen Wichtigkeit als Factotum der hohen Dame fühlte und ihm gegenüber sehr selbstbewußt dastand, als wollte es sagen: „Magst du auch jene armen Teufel tyrannisiren, bei mir hört deine Macht auf! Wir Beide sind mindestens Gleiche!" Dann murmelte der Bote dem großen Mann etwas ins Ohr, und plötzlich—war dieser verschwunden: Ein wichtiges Haremsereigniß rief ihn von den Staatsgeschäften ab, auf wie lange, konnte er selbst nicht mit Bestimmtheit voraussagen, denn das hing nicht von ihm ab; aber das Ministerium wußte, daß er nun wenigstens einige Stunden unsichtbar sein werde, und ergab sich in seiner Abwesenheit mit verstärkter Energie dem gewohnten peripatetischen Leben. Wenn er dann wiederkam, sah er gewöhnlich etwas gelangweilt aus; kein Wunder, wenn nur der vierte Theil von dem wahr ist, was das Ministerium von der Ausfüllung dieser Stunden erzählte, mit welchen erbärmlichen Kleinigkeiten der größte Staatsmann der Regentschaft dann sich beschäftigen mußte, welche nichtswürdigen Allotria ihm zugemuthet wurden.

„Es wohnt Instinct in den Massen." Dieses Wort galt auch vom Ministerium. Es ahnte gleichsam instinctmäßig, was im Innern des ministerlichen Harems vor sich ging. Diese Ahnungen mochten wohl manchmal das Ziel überschreiten und in die Hyperbel hinüberschweifen; sie waren eben traditionell geworden und hatten, wie jede Tradition, auch ihre Beigabe von Mythen. Aber diese Mythen wurden mit Ueberzeugungstreue vorgetragen, und Niemand zweifelte daran. Ein Körnchen Wahrheit mag ihnen wohl zu Grunde gelegen haben. Eine dieser Mythen will ich hier wiederholen, weil sie, sollte ihr auch jenes zu Grunde liegende Körnchen Wahrheit gänzlich abgehen, wenigstens zeigt, was man im Orient für möglich hält. Wie schon erwähnt, soll der Minister zuweilen Emancipationsversuche angestellt haben. Einer dieser Versuche war besonders kühn. Er ging so weit, daß er sogar das gelbe Gespenst, Eifersucht genannt, in den Harem hineinbeschwor. Eine Araberin oder sonstige muhamedanische Dame durfte er freilich nicht mit seiner Aufmerksamkeit beglücken, ohne daß seine Missethat alsobald entdeckt wurde, das wußte er; denn seine gestrenge Herrin besaß weitschweifige Verbindungen, nicht mit der Außenwelt, sondern mit der inneren Welt aller einigermaßen vornehmen Harems in Stadt und Umgegend; sie las keine Polizeiberichte oder Scandalblätter, aber ihre blos mündliche „Chronique scandaleuse", deren Redacteure die Eunuchen und liebenswürdige Klatschschwestern, die gleichsam berufsmäßig Besuche in älteren Harems machten, bildeten, war bester unterrichtet, als irgend ein schwarz auf Weiß geschriebenes Blatt. Wo aber die Tragweite dieser Chronik gänzlich nachließ, das war, wenn es sich um Europäerinnen handelte. Eine französische oder italienische Tänzerin oder Sängerin, deren sich manchmal auch eine oder die andere nach Tunis verliert, stand außerhalb ihrer Controlle. Einer solchen glaubte denn auch der Minister, als galanter Cavalier, einige Artigkeiten erweisen zu können, ohne daß gleich das Donnerwetter über seinem Haupte losbrach. Wahrscheinlich waren diese Artigkeiten sehr unschuldiger Natur und beschränkten sich auf ein gelegentlich gesendetes Bouquet, begleitet nicht etwa von einem Billet (denn schreiben konnte der große Mann in keiner einer Europäerin verständlichen Sprache), sondern, was wichtiger war, von einem Schmuck. Hatte er doch dem Volke genug abgezwackt, um sich dies hie und da erlauben zu können, ohne sich zu ruiniren. Diese Unschuld lag vielleicht nicht in der beiderseitigen Absicht (ihr Verdienst ist also nicht übertrieben hoch anzuschlagen), aber seltsam! diese moslemischen Haremstyrannen sind wahre Schulknaben einer raffinirten Europäerin gegenüber. Sie geberden sich „verliebt wie ein Kater", stehen stundenlang auf der Lauer, machen riesige Geschenke und — „kommen schließlich doch zu nichts"; die intriguante Kokette lacht sie insgeheim noch aus und rühmt sich im Freundeskreise, nie so wohlfeil zu Geschenken gekommen zu sein. Man erzählt von einer solchen, daß sie eine Wette eingegangen sei, irgend einem moslemischen Großen so und so viel (eine ungeheure Summe) abschmeicheln oder vielmehr durch geschickt berechnetes Anlocken und dann wieder Zurückstoßen abdrängen zu können, ohne ihm die geringste Gunst zu gewähren; sie gewann auch die Wette, und das Opfer hatte von seiner Galanterie keinen anderen Erfolg als den, daß es weidlich ausgelacht wurde.

Aber unschuldig oder nicht unschuldig, die Artigkeiten, welche der Minister der Bühnenprinzessin erwies, mußten in den Augen seiner Gattin dennoch als die schwärzesten Unthaten erscheinen. Diese erfuhr freilich lange nichts davon. Der Bösewicht mochte sich schon straflos wähnen. Er rechnete jedoch falsch und übersah in seinem Calcül gänzlich einen wichtigen Factor, den er hätte paralisiren müssen. Diesen Factor bildete die Anziehungskraft, welche die Harems für Europäerinnen haben. Auch die besagte Schöne fühlte sich davon angezogen und bewegte Himmel und Erde, um den Harem einer vornehmen Mahomedanerin, womöglich der allervornehmsten in Tunis, sehen zu können. Als solche konnte die Ministerin gelten, denn der Bey selbst hält sozusagen gar keinen Harem, das heißt er hat nur eine Frau, die aber eine tscherkessische Sklavin war und als solche im Rang der Prinzessin nachsteht, übrigens auch von ihrem Gemal dergestalt vernachlässigt wird, daß sie ganz „Null„ ist. Die Prinzessin selbst, obgleich man ihr nachsagte, nahezu eine moslemische Heilige und folglich sehr fanatisch zu sein, pflegte dennoch Europäerinnen gern zu empfangen, indem sie darin eine willkommene Zerstreuung sah. So kam denn eines Tages auch die Theaterheldin in ihr Heiligthum. Sie hatte ihren schönsten Schmuck angelegt—einen Schmuck, der völlig neu und auch sehr werthvoll war. Jede Haremsdame ist in Schmuck verliebt, wie ja die meisten ihrer Eva-Schwestern, und der Schmuck einer Europäerin hat für sie doppelten Reiz. So war denn auch die Ministerin bald von lebhaftem Interesse für den Schmuck ihrer Nebenbuhlerin erfüllt, der ihr so gut gefiel, daß sie sich einen ähnlichen wünschte und deßhalb Jene fragte, wo sie ihn gekauft habe. Aber wer beschreibt die Finsterniß der Wolken, welche sich nun auf ihre Stirn lagerten, als sie die Antwort vernahm: „Wo er gekauft ist, weiß ich nicht, ich habe ihn geschenkt bekommen; aber Sie werden wohl leicht die Quelle erfahren können, denn der großmüthige Geber ist ja Niemand Anderer, als Ihr eigener Gemal, der erste Minister." War dies Bosheit oder Naivität? Wer kann es ergründen? Das weibliche Herz ist ja so unerforschlich!

Das war für die Prinzessin ein Donnerschlag, aber sie ließ sich davon nicht beugen. Der allzu reich Beschenkten gegenüber machte sie zwar gute Miene zum bösen Spiel, stellte sich sogar, als sei ihr nachträglich eingefallen, daß der Minister ihr von diesem Geschenk gesprochen habe. Den Geber dagegen beschloß sie die ganze Wucht ihres Zornes fühlen zu lassen. Der nächste Tag ging in trübe Wolken gehüllt über der ministerlichen Villa auf.

Was im Innern eines Harems geschieht, bleibt natürlich allen denen verborgen, die nicht mit Haremsschönheiten Verbindungen haben. Ich bin nicht „fat" genug, mich solcher zu rühmen. Aber die äußeren Zeichen, aus denen man andeutungsweise auf jene inneren Vorgänge schließen kann, sind auch den Männern wahrnehmbar. In diesem Falle waren sie es dem „Ministerium". Diese irrende Körperschaft war schon am frühen Morgen des Nachetages von ihrem Herrn im Stich gelassen worden. Wieder war der grausige Schwarze erschienen, hatte diesmal ein ganz besonders ernstes Gesicht gemacht und mit heiserem Krähen den Minister in den Harem citirt. Das Ministerium war überglücklich. Es wußte zwar nichts davon, daß die schreckliche Entdeckung gerade soeben stattgefunden hatte, aber jener obenerwähnte Instinct sagte ihm, daß heute ein besonders kräftiger Schlag bevorstand. Es hatte Recht, und zwar im buchstäblichen Sinne, d. h. wenn man ihm selbst glaubt. Es legte sich auf die Lauer und spähte nach jenen äußeren Zeichen. Das erste derselben, dessen Zeuge es war, war ein ungewöhnliches Benehmen des obersten Eunuchen. Diesen schien plötzlich die Lust umgewandelt zu haben, im Park spazieren zu gehen. Sonst hatte er niemals eine Vorliebe für die Baumzucht gezeigt, heute aber sah es aus, als wolle er dieser edlen Kunst huldigen. Er schnitt herum an den Bäumen. Namentlich eine Art Haselstaude fesselte seine Aufmerksamkeit. Als er wieder aus dem Gebüsch trat, wollten Einige bemerken, daß er einen länglichen Gegenstand unter seinem langen Rock hielt, womit er schnell im Harem verschwand. Unterdessen hatten Andere eine weitere Entdeckung gemacht. Der Minister hatte in seiner Villa ein Schulzimmer für seine Kinder und die seiner Beamten. In dieses Zimmer begab sich ein anderer Eunuche und kam nach einiger Zeit mit einem großen eckigen Gegenstand hervor, den man nicht näher beobachten konnte, da er sorgfältig in Tuch eingewickelt war. Was war dieser Gegenstand? Wir wagen kaum niederzuschreiben, was die böse Welt des Ministeriums auf diese Frage antwortete. Genug, man vermißte nachher im Schulzimmer einen sonst nie darin fehlenden Gegenstand, nämlich die — Strafbank, auf der ungezogene Knaben die Bastonade erhalten. Wo war sie hingerathen? In den Harem ohne Zweifel. Wahrscheinlich sollte irgend eine Sklavin gezüchtigt werden, was oft vorkam und kein Staunen erregt hätte. Das Ministerium erwartete nun bald die Klagetöne der geschlagenen Magd zu hören. Wirklich war auch das nächste Zeichen lediglich für's Ohr. Das Ministerium lauschte. Die Klagetöne ließen sich in der That bald vernehmen, aber was waren das für Töne? Eine Sklavin hat doch keine Baßstimme? und eine solche glaubte das Ministerium schreien zu hören, und was für ein Schreien? Genau wie von einem Gezüchtigten, der bald wehklagt, bald um Gnade bittet. Eine weibliche Stimme tönte freilich auch dazwischen, aber mehr schimpfend und keifend; ihre Besitzerin hatte sicher nicht mit der Strafbank Bekanntschaft gemacht, vielmehr eher die andere. Bei dem Gedanken aber, daß im ganzen Harem nur eine einzige Person eine Baßstimme besaß, wollte das Ministerium vor Freude schier aus der Haut hüpfen. Die Pantoffelherrschaft hatte hier eine Nemesis geübt, welche die kühnsten Erwartungen der peripatetischen Körperschaft in nie geahntem Maße überstieg.

Ueber die Vortheile des Heirathens und Nichtheirathens.

Deutscher Aufsatz von der Berliner höheren Töchter-Schülerin Binchen Pieseknopp.

Das Heirathen ist schon eine alte Gewohnheit. Bereits Adam und Eva waren späterhin meistens verheirathet. Es ist häufig nützlich, manchmal aber auch zankt man sich. Für junge Mädchen ist es öfters von großem Vortheil, namentlich wenn sie sonst keinen Mann bekommen können da müssen sie heirathen indem Einen der Mann überall hinführen muß ins Theater und bei Bilse und überhaupt des Abends, auch bei Tage wenn Matinee ist oder Wettrennen oder im Thiergarten und wenn man Rechnungen zn bezahlen hat bei Gerson oder wo indem dies dann die Frau indem der Mann für Alles aufkommen muß nicht mehr nöthig hat. So lange man noch in die Schule geht ist Heirathen mehrstentheils nicht, indem man in diesemFalle indem man die Schularbeiten zu machen hat häufig gestört wird. Heirathen ist aber auch manchmal nachtheilig, wenn man erstens keinen Mann bekommt oder er Einen zweitens sitzen läßt indem er Einem vorher das Geld durchbringt oder wenn man ein hübsches Dienstmädchen hat oder auch Köchin indem es wenigstens bei uns zu Hause eine Quelle des ungestörtesten Mißvergnügens ist auch sind die hübschen meistens faul wogegen die häßlichen wieder dem Papa gar nicht oft gefallen. Es gibt sogar Frauen welche sich wegen ihrem Manne von keinem Andern dürfen den Hof lassen machen indem es sonst da er eifersüchtig ist, Scandal gibt. Wenn man infolge davon daß man nicht heirathet keinen Mann bekommt so bleibt man ledig wenn man ein Mädchen ist wenn man aber ein Mann ist so ist es sehr unrecht von ihm indem es doch so ist es sehr unrecht von ihm indem es doch so sehr viel Mädchen gibt in unserer Klasse allein über 40. Auch ist es sehr schlimm für Kinder wenn wenn sie gar keine Eltern gehabt haben. Auch ist das Heirathen sehr vortheilhaft für die Schwestern der verheiratheten Schwester indem der Schwager indem man öfters den Geburtstag hat Einem etwas viel schenken muß Handschuh oder was. Wenn aber endlich Eine die Wirthschaft nicht versteht indem es auch bei den vielen Klavierstunden und Literatur und Physik gar nicht möglich ist so ist das Heirathen ein Unglück aber nur für den Mann was somit uns Mädchen schließlich Nichts angeht denn das ist seine Sache. Also je nachdem!

Vom Teufelholen.

Ein Bauer will einen Eid ablegen, um einen Proceß zu gewinnen. Der Richter ist überzeugt, daß dies ein Meineid wäre, und sucht den Bauer vergeblich durch Vorstellungen von irdischer und himmlischer Gerechtigkeit davon abzubringen. Endlich sagt er zum Amtsdiener: „Maier, machen Sie das Fenster auf." — Amtsdiener: „Aber i bitt, bei dera Kälten." Richter: „Das macht nichts. Wenn der alte Michelbauer einen falschen Eid schwört, so holt ihn der Teufel, und glauben Sie, daß ich mir die Fenster zerschlagen lasse, wenn der Teufel einen Bauern holt?" — Michelbauer: „Ich schwöre nit, Ew. Gnaden."

— Das lenkbare Luftschiff ist schon so oft „erfunden" worden, daß man jetzt ungläubig den Kopf schüttelt, wenn man hört, es sei abermals gelungen, das Problem zu lösen. Neuerdings haben in einem Saale in Pest mit einem vom Professor Müller konstruirten Luftschiffe Versuche stattgefunden, die, wie das „Pester Journal" meldet, sehr günstige Erfolge gehabt heben. Das Modell zeigt ein Flügelpaar, bestehend aus je drei Schaufeln (hier Seide, sonst aber Leinen), das an einer langen, vertikalen Doppelkurbel befestigt, durch ein Uhrwerk (in Wirklichkeit durch Dampf) in Bewegung gesetzt wird. Infolge der Bewegung dieser Flügel, von welchen jeder die entgegengesetzte Richtung einschlägt, da die Kurbel eine doppelte ist und jede für sich separat in Bewegung gesetzt wird, geschieht die Erhebung des ganzen Körpers. Ein dritter Flügel, welcher vorne am Schiff an einer horizontalen Kurbel angebracht ist, hat den Zweck, die horizontale Bewegung der Maschine zu bewerkstelligen. Am rückseitigen Theile des Schiffes befindet sich ein einfaches Segel als Steuer. Das ganze Modell hängt an einer Leine frei in der Luft und erhebt sich, sobald die Flügel durch das Uhrwerk in Bewegung gesetzt werden, vor den Augen des Zuschauers bis zum Plafond des ziemlich hohen Saales. Nachdem das Uhrwerk abgelaufen, fällt das Schiff, infolge seiner eigenen Schwere, wieder zu Boden.

— Auf der Leipziger Messe kann Einer auf mancherlei Weise hinfallen. Es haben sich z. B. Berlins größte „Schieber und Hochstapler" fast sämmtlich eingestellt. Ein Drittel der erhandelten Posten zahlen sie meist baar, für den Rest geben sie Kellerwechsel (mit Domicil auf erste Berliner Bankiers), die vollständig werthlos sind. Da kann Einer gehörig hineinfallen. Lustiger ist der Hineinfall dreier Berliner Herren. An einer Meßbude lesen sie die Aufschrift: Hier ist zu sehen die weltberühmte Königin der Nacht mit ihren drei Hofdamen!—Sie werfen sich vielsagende verständnißinnige Blicke zu, erlegen das Schaugeld und treten ein, zuerst in einen dunklen, dann in einen halberhellten Raum, da stehen sie vor einem neidischen Vorhang und hinter dem Vorhang ist die berühmte Königin mit ihrem Hofstaat. Der Budeninhaber hält eine vielversprechende kurze Ansprache und lüftet den Vorhang, da die Spannung auf's Höchste gestiegen ist. Was erblicken die Herren? — nichts, ja doch auf einer Stange oben im Hintergrund eine alte Eule mit drei Jungen. — Aergerlich wenden sich die Berliner dahin zurück, woher sie gekommen, werden aber von dem Budiker freundlichst ersucht, den hinteren Ausgang zu wählen, damit das neugierige Publikum draußen ihnen nicht ansehe, daß sie angeführt seien. „Darin besteht ja mein Geschäft und Sie werden mir nicht schaden wollen." Die Berliner lachten wieder und drückten sich hinten hinaus.

Wagenräder aus Papier.

Dieselben kommen in Amerika immer häufiger in Anwendung. Sie sind zwar theuerer als eiserne, sollen sich aber wegen ihrer Dauerhaftigkei und der geringen Schienenabnutzung bezahlt machen. Sie werden aus gewöhnlichem Strohpapier gefertigt, welches einer Pressung von 350 Tons unterworfen und darnach rund gedreht wird. Unter 25 Tons Druck wird dann die eiserne, oder stählerne Nabe eingepreßt. Die Radreifen von Stahl haben innen eine Schräge von 7 Mm., in die der Papierkern unter 250 Tons Druck eingepreßt wird. Zwei auf den beiden Seiten vorgelegte, durch Bolzen verbundene Eisenscheiben verhindern das Herausfallen des Papierkernes aus dem Kranze. (Kunst u. Gewerbe.)

— Die Photographirung des Herzschlags ist eine Erfindung des Dr. Ozanam in Paris. Sie besteht aus einem dünnen Säckchen von Kautschuck, das mit einer kurzen Glasröhre verbunden ist. Eine hinlängliche Menge Quecksilber wird in den Apparat gegossen, um das Säckchen und einen Theil der Glasröhre zu füllen, und dann wird das Instrument auf das Herz der Person gelegt, an der die Untersuchung vorgenommen werden soll. Durch diese Vorrichtung wird jeder Pulsschlag des Herzens durch eine entsprechende Bewegung des Quecksilbers in der Röhre angezeigt und durch einen passenden Photographischen Apparat, der mit einem beweglichen Streifen sensitiven Papiers versehen ist, wird eine genaue Aufzeichnung der Zahl, Regelmäßigkeit und Stärke des Herzschlags bewerkstelligt. Sehr interessante Beobachtungen sollen dadurch erzielt worden sein.

Giftfreies Fliegenpapier.

Dasselbe wird bereitet, indem man 1 Pfund Quassiaholz mit 5 Pfund Wasser übergießt, eine Nacht warm stehen läßt und dann so lange kocht, bis die abgeseihte Flüssigkeit ungefähr 2 Pfund beträgt. Das Holz wird dann abermals mit 2 Pfund Wasser gekocht, bis 1 Pfund zurückbleibt. In den Abgeseihten und gemischten Flüssigkeiten wird $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker gelöst. Das Papier wird nun durch diese Flüssigkeit hindurchgezogen, ablaufen gelassen und auf Leinen zum Trocknen angehängt. Gewöhnlich wählt man rothes ungeleimtes, etwas starkes Fließpapier, das man vorher erst bedrucken läßt. Das Papier bezieht man entweder direkt aus der Fabrik, oder von Händlern. Das Drucken besorgt nach vorhandenen Mustern jede Druckerei, und läßt man die ganzen Bogen am zweckmäßigsten drucken und zerschneidet sie erst nach dem Trocknen. Auch läßt man sich gleich eine möglichst große Quantität auf ein Mal drucken, weil dann der Druck um Vieles wohlfeiler kommt.

Eine neue Erklärung des Propheten Daniel.

Das Buch des Propheten Daniel zu erklären, ist kein Kinderspiel. Gar viele gelehrte und große Theologen, die in der Schrift wohl bewandert waren, haben sich in älterer und neuerer Zeit daran versucht und gefunden: Es gehört mehr als bloße Kenntniß der hebräischen Sprache dazu, daß wunderbare Buch zu verstehen. Nicht etwa blos darum, weil einige Kapitel desselben in chaldäischer Sprache abgefaßt sind, sondern hauptsächlich des Charakters der darin niedergelegten Prophetieen wegen, die zum Theil viel bestimmter als andere alttestamentliche Weissagungen sind. Daher sind die meisten Erklärungen von den Verfassern in bescheidener Weise Versuche und Beiträge genannt worden: alle aber sind mehr oder weniger Versuche und Beiträge geblieben. Dr. Hävernick versuchte sich am Daniel und konnte doch Hengstenberg nicht befriedigen. Hengstenberg versuchte sich daran, und doch fanden es Kliefoth und Caspar in Christiania für nöthig neue Bahnen einzuschlagen. Der frühverstorbene Auberlen hielt das Buch Daniel mit der Offenbarung des Neuen Testamentes zusammen und suchte so Licht ins Dunkel zu bringen. Doch sind auch der jüngste Erklärer Dr. Otto Zöckler noch viel ungelöster Probleme in dem Buche übrig. Jetzt nun ist endlich eine Erklärung des Buches in Frankreich erschienen, die Pio Nono gewiß mit dem Stempel der Unfehlbarkeit versehen und den Katholiken als die einzig wahre empfehlen wird. Diese Erklärung beweist schwarz auf weiß Folgendes:

„Das greuliche und schreckliche Thier" Daniel 7, 7 ist Deutschland. Die zehn Hörner sind die zehn evangelischen Fürsten, welche im Jahre 1513 den schmalkaldischen Bund mit einander schlossen, um sich gegen die Feindseligkeiten des katholischen Kaisers Karl V. zu schützen. Das einzelne Horn, daß zwischen den andern hervorbricht ist Preußen. Der „Alte der Tage" im schneeweißen Gewand ist Pius IX. im weißen Papstkleide, und der Menschensohn, dem er das Gericht übergibt, ist der Graf Chambord. Der Untergang des deutschen Reiches erfolgt zwischen März und September 1874."

Da wir bereits in dieser Periode stehen, so muß es sich ja bald herausstellen, ob diese französische Auslegung ein Löwe oder ein Kater ist. Wir fürchten, es geht uns wie dem Dichter, der da sprach:

„Ich hört einmal ein Brüllen groß,
Da dacht ich, gütiger Vater
Das ist ein Leu! — Doch fand ich blos
Einen ganz gewöhnlichen Kater!"

Ein einfaches, sehr gutes Fleckenwasser.

Man nehme 4 Eßlöffel voll Salmiakgeist, 4 Eßlöffel voll starken Weingeist und 1 Eßlöffel voll Salz. Man schüttle das Ganze in einem Glase tüchtig durch einander und wende es mit einem Schwamm oder wollenen Flecke an. Mit dieser Flüssigkeit kann man alle Fett- und Oelflecken u. s. w. ausmachen. Flecken von Harz und Theer auf Tuch müssen erst durch ein wenig Butter erweicht werden.

Ed. Haynes, von der Firma Louis Waldu. Co. und Nat. Sackett von Buchman Bros. u. Co. in der dritten Str. in Cincinnati, wurden am Freitag Morgen von einem anderen Cincinnatier Geschäftsmanne einem reichen Südländer, Mister Arington, vorgestellt. Es hieß — berichtet das Cincin. Volksbl. — daß Mister Arlington „reich mit des Südens Schätzen beladen" hier angekommen sei, um seine voluminösen Seitentaschen ihres „greenbackernen" Inhalts zu entleeren und denselben gegen bedeutende Quantitäten von Dry-Goods, Notions und anderen Gegenständen einzutauschen. Vergnüglich rieben sich die beiden eleganten Herren von der dritten Straße die Hände, gratulirten sich zu der neuen Bekanntschaft und überhäuften die letztere förmlich mit Liebenswürdigkeiten. Arlington war fremd, hatte aber von den Reizen der „Königin des Westens" gehört und war begierig, dieselben kennen zu lernen, ehe die Einkäufe gemacht werden sollten. Gegen Mittag besagten Tages rollten die drei Herren in einer eleganten Kutsche die Straße entlang. Herr Arlington ließ vor Burkhardt's Hutemporium anhalten und neue Hüte für die Gesellschaft herbeischaffen, während er aus seinem wohlgefüllten Portemonnaie die Rechnung bezahlte. Dieser Akt der Freigebigkeit verfehlte seine Wirkung nicht auf die beiden Kaufleute, welche gewohnt sind, in solchen „fetten Kunden" nur zu oft die erbärmlichsten Schnorrer zu begrüßen. Die Fahrt ging durch das liebliche Clifton nach H. L. Bowman's elegantem Restaurant in Avondale, wo die beiden Herren von der 3. Straße ein splendides Souper mit obligatem Champagner bestellt hatten. Der Wein war gut, der Durst der Herren groß. Endlich wurde abgedeckt und die Freunde fuhren der bereits von Gaslaternen erleuchteten Stadt zu. Herr Arlington hatte noch nicht Alles gesehen, was Cincinnati bieten mag; er lud deshalb seine Freunde ein, mit ihm auf sein Zimmer in Hunt's Hotel zu kommen, wo er nur rasch ein frisches Hemd anziehen wolle, damit er später in Damengesellschaft erscheinen könne. Die beiden Herren von der 3. Straße gingen natürlich mit und auf Herrn Arlington's Zimmer in Hunt's Hotel wurde noch ein von dem reichen Südländer bereiteter Trunk gethan und dann — — — So weit reichen die Erinnerungen der beiden Kaufleute über das, was sich Freitag Abend zugetragen. Als sie am andern Morgen erwachten, befanden sie sich noch immer auf Arlington's Zimmer in Hunt's Hotel, aber der gute Freund von gestern war verschwunden. Und er war nicht allein gegangen; er hatte sich zahlreiche Andenken mitgenommen, unter Anderen die beiden goldenen Uhren der Herren (im Werthe von $250 und $150) deren gesammte Baarschaft im Betrage von zusammen $200, — ihre Ringe, goldene Manschetten- und Hemdenknöpfe, kurz alles, was sie nur Werthvolles besaßen! Die Herren Haynes und Sackett fanden jetzt, daß sie die Opfer eines schlauen Spitzbuben geworden waren, daß Arlington jenem Trunke in Hunt's Hotel irgend eine betäubende Substanz beigemischt, und daß er sie schließlich durch Anwendung von Chloroform in völlig bewußtlosen Zustand gebracht haben mußte. Ein furchtbarer Kopfschmerz war den beiden Herren von den Genüssen des vorigen Tages allein übrig geblieben. Der Schwindelmeier ist später abgefaßt worden. Ein Mann, der seinen Namen als Henry M. Keller angibt, wurde als der Arlington identificirt und sitzt im Stationshause. Er soll der berüchtigte Confidenzler Alexander Ward sein.

Auf Antrag der preußischen Regierung wird demnächst in Dresden eine Berathung von Eisenbahnbeamten der betreffenden Staaten stattfinden, um einen direkten Eisenbahnzug von Berlin durch Baiern und über den Brenner bis Rom zu verabreden. Durch einen solchen Zug würde die Zeitdauer der Fahrt wesentlich abgekürzt werden und auf der ganzen Tour nur noch ein Wagenwechsel in München und Verona erforderlich sein. (Also doch noch immer zwei Wagenwechsel. Das ist die nächste Annäherung an unsere amerikanischen through trains, die es in Europa gibt.)

Ein beharrlicher Selbstmörder —Etwas, das kaum je noch dagewesen. In Cincinnati machte am Mittwoch Morgen, den 10. d. Mts., der deutsche Fleischer Wilhelm Jung, ein Mann von 85 Jahren, aus Billigheim in der Rheinpfalz gebürtig, in einem Anfall von Lebensüberdruß fünf verschiedene Versuche, sich durch Pulver und Blei in's Jenseits zu befördern. Cincinnati Blätter berichten über den merkwürdigen Vorfall Folgendes:

Zuerst setzte Jung den Revolver vor die Mitte der Stirn. Allein die Kugel versagte ihren Dienst, indem sie von dem harten Schädel abprallte, und eine unbedeutende Wunde verursachte. Bitter enttäuscht über sein Mißgeschick, und während ihm das Blut von der Stirn herabträufelte, setzte der verzweifelte Mann die Mündung des Revolvers zum zweiten Mal an den Kopf, und zwar dicht hinter das rechte Ohr. Diesmal wurde sein Muth auf eine harte Probe gestellt, indem auch die zweite Kugel nicht die erwünschte Wirkung hatte. Dieselbe verletzte nur die Kopfhaut und wurde auf dem Schädel platt gedrückt. Unter gewöhnlichen Umständen würde wohl nach einem solchen zweiten Fehlschlage die Mehrzahl der Lebensmüden von dem Werke der Selbstzerstörung abstehen. Nicht so in diesem Falle. Jung setzte zum dritten Mal den Revolver hinter das rechte Ohr, etwas weiter nach dem Hinterkopfe und feuerte. Allein auch diesmal hörte er den Knall des Schusses selbst; die Kugel war wieder nicht durch den Schädel gedrungen, und hatte nur das Gehirn ein wenig erschüttert. Was der Unglückliche nach diesem dritten Fehlschlage empfand, läßt sich schwerlich angeben. Allein sicher ist, daß er in seinem Entschlusse nicht wankend geworden war. Denn er nahm den Revolver in die linke Hand und setzte die Mündung desselben hinter das linke Ohr, offenbar in der Hoffnung, an der linken Seite des Kopfes mehr Erfolg zu haben. Allein er wurde auch diesmal enttäuscht; der Schuß war ebenso wenig tödtlich, als die drei vorhergegangenen.

Daß der Unglückliche nach dieser viermaligen furchtbaren Erschütterung des Gehirns noch das volle Bewußtsein hatte, und daß er in seinem Entschlusse nicht wankend geworden war, ist unter den Umständen kaum glaublich. Und dennoch wird es durch den Umstand bewiesen, daß er zum fünften Male Hand an sich legte, und zum fünften Male feuerte. Diesmal schoß er sich in die linke Brust; die Kugel war drei Zoll von der linken Brustwarze eingedrungen und abwärts gefahren. Dieser letzte Schuß streckte ihn zu Boden. Als man ihn gegen 5 Uhr auffand, lag er in einer Blutlache bei vollem Bewußtsein, jedoch in Folge des Blutverlustes hülflos da. Man brachte den auf den Tod verwundeten Mann nach seiner Wohnung und holte den Distriktsarzt Dr. Shaw herbei, der jedoch wenig ausrichten konnte. Später wurde Dr. Hittner, der Hausarzt der Familie, zur Consultation herangezogen. Nach der Ansicht desselben hat die letzte Kugel die Milz verletzt und ist keine Aussicht vorhanden, den Verwundeten am Leben zu erhalten. Jung hinterläßt eine Frau und zwei Kinder, die er im Laufe des gestrigen Tages mehrmals zu trösten versuchte. Der Schmerz der armen Frau, die bald wieder Mutter zu werden hofft, läßt sich eher fühlen, als beschreiben. Jung ist seitdem gestorben.

In Berliner Hofkreisen spricht man von der bevorstehenden Verlobung des Prinzen Arthur von England mit der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Carl.

Die Bahnstrecke Herdecke-Vollmarstein ist am 1. Juni eröffnet worden.